

(Nachdruck verboten.)

26]

## Die Kanfare.

Roman von Friß Mauthner.

### XII.

Die beiden ersten Briefe, welche Bode aus dem Gefängnis von Blöhensee als wie von Italien an sie geschrieben, hatte Frau Käthe außer ihrer Freundin Johanna keinem Menschen gezeigt. Sie selbst las die vielen Seiten, die sie jeden Tag besser verstehen lernte, immer wieder aufs neue.

Gesund und lustig war ihr Mann; das war die Hauptsache, wenn er auch ihr zuliebe mit der ganzen Reise nicht sehr zufrieden that. Wie lieb er sie hatte, das sah sie aus seinem Bemühen, sie nicht durch allzu frohe Berichte zu kränken, aber er kannte sie schlecht, wenn er ihr so wenig Selbstlosigkeit zutraute. Bode hätte dreißt über seine Ferien, seine Freiheit und seine Reise-Abenteuer Jubelhymnen anstimmen können, sie hätte sich keinen Augenblick zurückgesetzt gefühlt. Und doch war sie wieder von der Zurückhaltung beglückt, die er sich auferlegte.

Wenn er auch die Liebe seines Weibes unterschätzte, seine eigene sprach deutlich aus dem Ton, den er gleich im ersten Brief angeschlagen hatte. Sie kannte fast jedes Wort auswendig.

„An einem der Seen.“

„Meine liebe Käthe!

Nicht wahr, Du verlangst nicht zu wissen, von welchem der Seen ich Dir schreibe? Du glaubst, ich wandele stillvergüht unter dem ewig blauen italienischen Himmel, oder lehne an einem Delbaum, oder pflücke vom nächsten Strauche eine Apfelsine oder unterhalte mich mit meiner internationalen Reisegesellschaft. Wie kennst Du mein Italien so schlecht! Der Himmel, den ich sehe, ist kein anderer, als der der Großgörschenstraße, und dabei kriege ich nicht einmal viel von ihm zu sehen.

„Das mit dem Delwald ist auch nur so so. So ein Delbaum ist überhaupt kein richtiger Baum, Wurzeln hat er, über die man stolpern kann wie über die Paragraphen des Strafgesetzes. Das ist richtig. Seine Blätter aber sind nicht grün, sondern grau, und was darauf wächst, schmeckt wie Petroleum.“

„Und mit den Apfelsinen ist es Eßig. Ich habe, seitdem ich hier bin, wahrhaftig noch keine einzige gegessen und auch noch keine einzige gesehen. Das Pflanzenreich also, das ich hier kennen gelernt habe, ist nicht verlockend. Meine wichtigste Bekanntschaft hieraus sind Erbsen gewesen und auch die nicht grün, sondern grau. Das sind meine Süßfrüchte. Wenn der strenge Doktor es mir nur erlauben wollte, wie gern verzichtete ich auf meine Ferienreise, um wieder bei Dir zu sein. Wie sehne ich mich nach dem Aublick einer deutschen Taimie, die grün ist und nach Harz riecht und unter die man am Weihnachtsabend unter andren schönen Dingen auch Kinderwäsche legen kann. Ich wäre schon mit einem Spaziergang im Grunewald zufrieden; selbst Kiefern sehe ich nur aus ahnungsloser Ferne. Und auf dem Heimweg würden wir uns Apfelsinen kaufen, süße, reife Früchte. Glaube mir, in der Potsdamerstraße bekommt man bessere Apfelsinen als hier an den Ufern des Sees.“

„Du willst ganz gewiß nichts über Politik und über die Sitten eines urchristlichen Volks hören.“

Und nun kamen in dem Brief viele Seiten über die Moral und die Religion in dem Gefängnis, wie er Italien nannte, satirische Leitartikel über öffentliche Zustände und Personen, die Frau Käthe ganz und gar nicht verstand, die sie aber fast ebenso gut als den Anfang auswendig wußte. Schließlich versicherte er sie seiner wohlhaltenen Gesundheit und bat um häufige Briefe, die für den kurzen Weg so entsehrlich viel Zeit brauchen.

„Du glaubst gar nicht, wie elend die Postverbindung hier ist. Der heilige Stephan ist der einzige Heilige, der hier nichts gilt. Möchtest Du es glauben, daß Deine Briefe geöffnet werden? Als ob die Käthe mir hochverräterische Dinge zu schreiben hätte!“

Käthe fragte besorgt an, wie es denn in Italien in dieser

Jahreszeit um Betten, um Heizung und um Nahrung stehe. Nach zehn Tagen erst traf Bode's Antwort ein, der die Hausordnung seines Gefängnisses zu einem italienischen Sittenbilde verwandte. Wieder vermischten sich die verdrießlichen Eindrücke seiner einstigen Romfahrt mit den Klagen über seine gegenwärtige Lage zu einem übermütigen Scherz. Er vertrieb sich mit dem Schreiben die Zeit und wußte, daß Käthe die bittere Wahrheit nicht ahnen würde.

„An der Senfzerbrücke.“

„Meine liebe Käthe!

„O, hätte ich niemals das Federbett in der Großgörschenstraße verlassen! Der Wind pfeift durch meinen Strohsack, und ich würde eines Morgens vollkommen erfroren aufwachen, wenn die Nacht nicht glücklicherweise durch die ortsüblichen Bestimmungen kurz und klein gemacht würde. Nicht ganz so kurz wie meine Bettstatt, nicht ganz so klein wie meine Decke, aber genügend, um mich vor der Erstarrung zu schützen. Stelle Dir vor, Du arme Strohwitwe, daß ich Nachtarbeiter und Langschläfer täglich um sechs Uhr morgens den Strohsack verlassen habe und mich zwischen den unentrinnbaren Steinmauern unter Gottes freiem Himmel ergehe, wo es oft recht empfindlich kalt ist.“

„Das südliche Klima ist aber doch an den Speisen zu spüren, die uns ziemlich warm verabreicht werden. Ihre Temperatur ist ihre wertvollste Eigenschaft, da sie den einzigen Ofen in dieser Gegend gesehen haben.“

„Die Nahrung freilich selbst mußt Du Dir nicht so entsehrlich vorstellen, wie die Berliner Hochzeitsreisenden sie schildern, sobald sie gegenseitig enttäuscht aus Italien heimgekehrt sind. Es ist wahr: man kocht in ganz Italien, besonders aber hier nicht das, was köstlich ist, sondern das, was nichts kostet. Und wenn das, was nichts kostet, zufällig einmal gut schmeckt, so ist das selbst für den Eingeborenen und Eingewohnten eine angenehme Ueberraschung. Ganz so schlimm habe ich es nun in dem Hause, das ich bewohne, nicht gefunden. Die Nahrung beruht auf wissenschaftlicher Grundlage, was ein altes Gelehrtenherz erfreuen muß, auch wenn der Magen knurrt. Es wird hier nämlich nicht das Wohlfeilste an sich in der Küche verarbeitet, sondern nur das Wohlfeilste insofern, als die Wissenschaft es verdaulich gemacht hat. Du kannst Dich über die chemische Zusammensetzung meiner täglichen Nahrungsmittel beruhigen. Du würdest staunen, welche Menge Proteinkörper und Kohlehydrate ich täglich verbrauche. Wie das Zeug jedesmal in Deinem Küchenzettel heißen würde, das weiß ich nicht. Gewöhnlich schmecken Erbsen durch.“

Und nun kam plötzlich unter einem keden Sprühregen von Anspielungen auf die tägliche Gefängnistkost eine derbe Verpottung der neuesten Ernährungswissenschaft, welche die Speisen in ihre Elemente zerlege und sich um den menschlichen Magen herzlich wenig bekümmere. Frau Käthe nahm diese Auseinandersetzungen sehr ernst und konnte nur mit Thränen in den Augen lesen, daß die Wissenschaft demnächst den Versuch machen werde, Bode und seine Hausgenossen mit richtigen Kohlen zu nähren, wie man auch andre Maschinen mit Kohlen heizt. Ein Verleger habe schon eine große Erfindung in Vorbereitung. Seine Redacteurs dürfen nur noch Kohlen essen; der überschüssige Ruß wird zur Druckerchwärze verwandt und aus der Asche wird Papier gemacht, damit man es auch holzfrei nennen kann. Es hält eben so lange, wie die Gedanken der Zeitung. Geleimt werden bloß die Leser.

Käthe atmete erst wieder auf, als der Schluß des Briefs einigen Trost brachte. Man behandle ihn mit großer Freundlichkeit, während der Wirt und seine Beamten gegen manchen andren Hausbewohner mit der Rücksichtslosigkeit aller Gasthofsbesitzer verfahren.

„Ich habe hier sogar meine eigene Zelle, während die meisten meiner Gefährten in großen Sälen gemeinsam schlafen müssen. So überfüllt sind in diesen harten Zeitläuften die steinernen Gefängnisse, welche so manchen armen Teufel um der Wärme und der wohlfeilen Nahrung willen eben als das Paradies jenseits der Alpen erscheinen.“

Bode hatte seine Anstalten gut getroffen. Zu Weihnachten trafen aus Italien mit dem wirklichen Poststempel „Roma“ viel Pakete für sie ein: eingemachte Früchte, süße Apfelsinen, zwei Chianti-Flaschen, ein kleiner Halschmuck

aus Silberfiligran und eine stattliche Korallenkette. Und dazu ein närrischer Brief über die italienischen Frauen, über die Qualen des Alleinseins in Gefängnissen und auf Reisen. Dann folgte angeblich eine Studie über antikes Bücherwesen, wo Bode seine genauen Fachkenntnisse dazu benützte, um harmlos treffende Hiebe gegen bekannte Berliner Verleger, Gelehrte und Journalisten zu führen. Diese kleinen Bosheiten ahnte Käthe gar nicht; desto mehr würdigte sie das Gedicht, das auf einem besonderen Blatt beigelegt war.

„Als Du noch meine Braut warst — mia sposa  
Sahst Du auf Erden gute Feen walten,  
Sahst meine Stirn und Börse ohne Falten,  
Gebratne Tauben rings, den Himmel rosa.

Nur kennst Du schon der Wirtschaft dumme Prosa  
Und hast Dir doch den Kindersinn erhalten.  
Ich soll Dir bloß ein klein Gedicht gestalten;  
Sonst willst Du nichts! Sehr stolz, Marquise Poja!

Zum reinen Gold gehört ein wenig Kupfer,  
Ein grober Haß zum feinsten Schnadahupfer —  
Gelehrtenfrauen wollen auch mal naschen.

Drum ließ ich Pegasus nicht fester satteln,  
Und sende, was Du liebst: Orangen, Datteln —  
Wahr' für die Heimkehr mir die beiden Flaschen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Macht der Finsternis.

(Nächste Aufführung der „Freien Volksbühne“.)

Die Handlung spielt in einem russischen Dorf. Der Bauer Peter ist reich, aber zugleich kränklich und unfähig zur Arbeit. Den Tag über muß er auf der Bank in der Stube hocken und die Wirtschaft der Frau und dem Knecht überlassen. Seine Frau ist zehn Jahre jünger als er und von lockeren Sitten. Der 42jährige Bauer, der immer trübselig und ängstlich ist, ist ihr zuwider. Der Widerwille, den ihr das stete Zusammenleben bereits beigebracht hatte, wird durch die Krankheit und das schnell hervorbrechende Alter gesteigert. Ihre Sinnlichkeit lehnt sich auf gegen den im Verfall begriffenen Mann, und so kommt es, daß sie sich mit dem Knecht Nilita schadlos hält. Nilita ist jung und ein blander Dursch, der nicht nur der Bäuerin, sondern den Weibern überhaupt gefällt. Von Hans aus ist er eigentlich gutmütig, nur daß er über einen Schuß Leichtsinns verfügt, der von den Weibern noch genährt und gesteigert wird. Da jede ihn nachläßt und ihn zu gewinnen sucht, ohne Rücksicht darauf, ob er einer andern verpflichtet ist oder nicht, gewöhnt er sich den Weibern gegenüber eine Art Herrenrecht an. Die leichten Siege, die er erringt, bringen ihm eine Verachtung bei, die es mit Weiberschmerzen und Weiberfreunden nicht sonderlich genau nimmt. Dazu wächst natürlich seine Gewissenlosigkeit, je mehr er sich daran gewöhnt, seinen Begierden in jedem einzelnen Fall zu fröhnen. Er kennt es schließlich nicht anders, als daß er ein Recht hat, das zu nehmen, was ihm entgegengetragen wird. So hat er auch keine Bedenken, sich mit der Bäuerin einzulassen und den kranken Peter zum Hahnrei zu machen.

Als er zum Liebhaber avanciert, werden die Zustände im Bauernhaus natürlich noch unhaltbarer als bisher. Nilita selbst bekommt dem betrogenen Ehemann gegenüber ein Gefühl der Ueberlegenheit; er weiß, daß die Bäuerin zu ihm steht und besimmt sich daher zweimal, ehe er einen Auftrag des Bauern ausführt. Die Bäuerin wiederum — Anisja heißt sie — sieht ihren Mann noch mehr mit feindseligen Augen an als bisher. Sie hat eine „Schuld“ auf sich genommen. Um diese Schuld möglichst unschuldig erscheinen zu lassen, muß sie die Fehler ihres Mannes ins Ungeheure wachsen lassen. Je elender er ist, um so weniger schlecht ist sie, und so sieht sie bald an ihm nur übles, weil sie nur übles an ihm sehen will. „Glaub mir's, sagt sie an einer Stelle, er widert mich schon an, dieser grobnäßige Hund! Ich kann ihn nicht mehr mit den Augen ansehen. — Aus dem Widerwillen ihrer jungen Natur gegen seinen kranken Leib ist entschlossener Haß geworden.

Einmal scheint es, als ob der Bäuerin und ihrem Galan ein Strich durch die Rechnung gemacht werden soll. Nilita hat eine Waife namens Marina verführt, und sein alter, gottesfürchtiger Vater besteht darauf, daß er sie heiratet. Nilita hat nun nicht die mindeste Lust, sich ein gänzlich armes Mädchen aufzuhalsen, aber er schent sich doch auch zu der Landessitte in offenen Widerspruch zu kommen, indem er seinem Vater den Gehorsam verweigert. Die Schwierigkeiten, die auf diese Weise drohen, werden indes von seiner Mutter beseitigt. Seine Mutter, Matrona ist eine unheimliche Verbrechernatur. Das Verbrechen nimmt in ihr jene dämonische weibliche Gestalt an, die hinterlistig und feige zu Werk geht und dabei von vollkommener Ruhe und Genügsamkeit ist. Auch von den Männern ist nicht viel Gutes zu sagen, meint ein alter Soldat im Stück, aber die Weiber erst — wie die wilden Tiere. Nichts ist ihnen heilig. Fügen wir hinzu: zumal wenn es um einen jungen Galan gegen einen kranken Ehemann geht. Die alte Matrona weiß zunächst ihren

frommen, aber etwas hilflosen Mann von den Heiratsgedanken zu kurieren. Die verführte Waife ist eine Dürre, behauptet sie, und wiederholt diese beweislose Behauptung so lange, bis schließlich doch etwas hängen bleibt. Als nun auch Nilita seine Unschuld durch einen Meineid besiegelt, läßt man das Mädchen fallen.

Die alte Matrona hat Verständnis für die verbotenen Genüsse der Bäuerin. „Tante Matrona, kann ich Dir sagen, mein Schätzchen, sieht eine Eke tief unter der Erde. Alles weiß ich, mein Nütchen! Ich weiß, weshalb junge Weiber Schlafpulver brauchen, und ich hab' Dir welche gebracht. Was ich sehen muß, seh' ich, und was ich nicht wissen soll — das weiß ich nicht. Ja, ja, so ist's! Auch Tante Matrona war einmal jung. Auch sie hat es verstanden, mit ihrem Dummlopf fertig zu werden, ohne sich zu grämen. „Alle siebenundsechzig Handwerkskünste kann ich. „Ich seh's, mein Schätzchen: mit Deinem Alten steht's schon sehr, sehr wadelig. Nein, sollst Du da mit ihm leben? Sieh' ihn mit der Gabel an und es fließt kein Blut mehr. Schaut man ihn an — kaum bis zum Frühjahr möcht man ihm Zeit geben!“ So bereitet Matrona als skrupelloser Knipplerweib und Giftmischerin die Seele Anisjas auf das Verbrechen vor. Es ist ihr ja nicht darum zu thun, daß die Bäuerin ihren Galan behält — das ist ihr außerordentlich gleichgültig. Der Alte muß aus dem Weg geräumt werden, damit ihr Sohn die Beziehungen legalisieren und damit Vesiger des Haßes werden kann. Anisja hebt zunächst zurück, sieht aber schließlich kein andres Mittel, den Nilita für sich zu behalten. Die Ueberredungskünste der alten Matrona thun das Ihrige und so wird das Verbrechen beschlossen. Die „Macht der Finsternis“ fordert ihr erstes Opfer.

Der kranke Bauer trinkt von dem „kräftigen Thee“, den sein Weib ihm reicht, beginnt zu siechen und ist endlich so rücksichtslos, zu sterben. Der dritte Akt setzt neun Monate später ein. Die Bäuerin hat inzwischen ihren Liebhaber geheiratet, ohne indessen das ersehnte Glück gefunden zu haben. Nilita hat den Reichtum nicht erlangen können. Er treibt sich in den Schänken des Dorfs und der Stadt herum und führt auch sonst ein wildes Leben. In Bezug auf die Weiber hat er sich nicht umsonst an Abwechslung gewöhnt. Die „Macht der Finsternis“, wie Tolstoj sagt, ohne Bild: Die Macht der Wollust, ist in ihm zu stark geworden. Bereits nach neun Monaten hat er die Bäuerin beiseite geworfen wie einen wertlosen Lappen. Die erwachsene Tochter, die der vergiftete Bauer aus erster Ehe zurückließ, ist augenblicklich seine Geliebte. Der Stiefvater bricht mit der Stieftochter die Ehe und mißhandelt die Frau, die beiden heilig sein sollte. Die Reize der Verbrechen, die von der „Macht der Finsternis“ gezeugt sind, ist um ein weiteres vermehrt.

Die betrogene Bäuerin leidet und sieht dahin, was nicht dazu angethan ist, den verwöhnten Nilita zurückzuführen. Aber auch die neue Liebesherrschaft ist nicht von Bestand. Die Stieftochter gebärt ein Kind, das beseitigt werden muß, wenn man das Mädel nicht ewig auf dem Hals behalten will. Es wird auch beseitigt. In der Bäuerin erwacht eine dämonische Lust, auch ihren Mann in das dunkle Reich des Verbrechens hinüberzugleiten. Sie will einen Mitschuldigen haben, einen, der auf ihrer Seite steht. Die „Macht der Finsternis“ entseßelt den wilden rachsüchtigen Haß gegen alles, was noch nicht ganz schlecht ist. Unter dem Vorwand der würdigen Matrona bewegt sie teils durch Drohungen, teils durch Einschüchterungen ihren Mann, das Kind zu töten. Und er tötet es. Das Verbrechen geht merkwürdig seinen Gang.

Nilita ist indessen ein „schwächeres Gefäß“, als die beiden verbrecherischen Weiber. Er ist zwar verkommen, aber kein geborener Schuft und vermag so nicht mit schuldbeladenem Gewissen zu leben. Wie alles ins Meine gekommen, wie das ermordete Kind im Keller begraben ist und die Stieftochter gerade Hochzeit feiert, tritt er vor die Versammlung und deckt die Verbrechen auf. Man führt ihn gebunden fort.

Das alles ist mehr episch, als eigentlich dramatisch dargestellt. Tolstoj selbst nennt sein Werk „ein dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben“. Ob und wie weit es indessen mehr Bild als Drama ist, läßt sich am besten nach der Aufführung bestimmen. Vorläufig freuen wir uns, daß die „Freie Volksbühne“ ein so starkes und ernstes Werk zur Aufführung bringt. Wir freuen uns um so mehr, als die Censur in ihrer Weisheit die Aufführung der Dichtung belamntlich verboten hat. —

Erich Schlatzer.

## Kleines Feuilleton.

— War das Platin den Alten bekannt? In der Eröffnungsrede der chemischen Section des amerikanischen Naturforschertags (Juni 1900), welche die achte Gruppe des periodischen Systems von Mendeljew zum Gegenstande hatte, streifte der Sectionspräsident Jas. Lewis Howe von der Lee-Universität in Washington die Frage, ob das Platin schon in alten Zeiten bekannt gewesen und ob es vielleicht mit dem Clektrum der Alten identisch gewesen sei. Die erste wissenschaftliche Erwähnung und Benennung findet sich in der Relacion historica von Don Antonio de Ulloa, in einem Reisebericht über die französische Gradmessungs-Expedition nach der Westküste Südamerikas von 1735, welcher 1748 erschien. Es heißt dort: „Im Distrikt von Cnocó (Kolumbia), welcher viele Bergwerke enthält, giebt es auch einige, deren Gold mit andern Metallen und Mineralien gemischt auftritt und zur Extraktion, weil es von denselben eingehält

wird, den Gebrauch des Quecksilbers erfordert, und manchmal werden dort Goldfunde gemacht, die man nicht verarbeitet, wegen des Platins in denselben (eines Minerals von solcher Widerstandsfähigkeit, daß es nicht leicht zu zerbrechen oder auf einem Amboss zu zerkümmern ist), denn diese Substanz kann weder durch Röstung noch durch irgend welche Extraktionsmittel, es sei denn mit viel Mühe und Kosten, befreit werden."

Damals war also Platin in Südamerika bereits ein wohlbekanntes, sich lästig machendes Begleiter des Goldes, und es liegt kein Grund vor, weshalb es sich nicht auch schon früher in den Goldwäldern bemerkt gemacht haben sollte. In der That bezog Scherer bereits 1801 eine Stelle in Valbins Geschichte Böhmens auf dieses Metall und nahm an, daß es den böhmischen Jesuiten gegen Ende des 17. Jahrhunderts bekannt gewesen sei, denn sie sprachen von einem im Riesengebirge vorkommenden „weißen Golde“, von dem man schwören würde, daß es Silber sei, wenn nicht seine sonstigen, nur dem Golde zukommenden Eigenschaften, nämlich sein Gewicht, seine Dehnbarkeit, Unschmelzbarkeit im Feuer und Unlöslichkeit in Salpetersäure dagegen sprächen. Noch früher berichtet Julius Staliger in seinen Exercitationes Exoticae de Subtilitate, welche 1601 in Frankfurt a. M. erschienen, von einem unerschmelzbaren Metall, welches man in den Minen von Mexico und Darien fände und dem durch keine „spanischen Künste“ beizukommen sei. Bald nach dem Bekanntwerden des Platins um die Mitte des 18. Jahrhunderts versuchte Cortinobis zu erweisen, daß das Elektrum der Alten, welches man gewöhnlich für eine natürlich vorkommende oder künstlich dargestellte Legirung von Gold und Silber hält, Platin gewesen sei. Schweigger wies 1845 darauf hin, daß Panzanius von einer selteneren Sorte Elektrum gesprochen hat, die im Sande des Eridanus gefunden werde, woraus man ein Bild des Augustus gefertigt habe. Es dürfte doch wohl ein Bernsteinbild gewesen sein. Im Jahre 1850 legte Parabeh der Pariser Akademie eine Abhandlung vor, daß das sogenannte Weißblei des Plinius zum Teil Platin war. Plinius spricht nämlich in seinem 34. Buche von den verschiedenen Bleiarten, die er als schwarzes und weißes Blei unterscheidet. Das schwarze Blei ist das eigentliche Blei, das weiße dagegen Zinn, wie der von ihm beigefügte homerische Name Cassiteron und der Herkennungsbericht von den Zinnminen im keltischen Meere deutlich beweisen. Dann aber spricht er noch von einer andern Art des Plumbum candidum und sagt: „Es wird gleichfalls in den Goldminen eine Art von Blei gefunden, welche man Elatia (Ausgewaschenes) nennt, denn das Wasser, welches sie in diese Minen leiten, wäscht und führt alles bis auf eine Art schwarzer und weißer Graupen, die ebenso schwer wiegen, als wären sie Gold, davon und sie geben dann Plumbum candidum.“ Die Bemerkung, daß diese Stücke ebenso schwer wären wie Gold, ist ja allerdings merkwürdig, sonst würde man auch hier an Zinngraupen oder Zinnsteine denken. Auch Professor Howe faßt es so auf. — („Prometheus“.)

### Theater.

k. „Aus dem Theaterleben der Vorstadt“ bezieht sich eine Planderei von Julius Stinde, die in dem Septenbeheft von „Velhagen und Klasing's Monatsheften“ veröffentlicht wird. Stinde erzählt darin von seinen Erinnerungen aus der Zeit, da er nach beendigten Studien als Werkführer einer chemischen Fabrik in Hamburg thätig war. An schönen Sonntagen suchte er mit Vorliebe seine Vergnügungen in der Vorstadt St. Pauli. Mitten unter den Scheuswürdigkeiten des Spielbudenplatzes stand das alte Volkstheater, dessen Direktor Damenberg außerdem auch als Ausrufer thätig war, ein würdiger Mann mit einer Stimme von durchdringendem bronnenartigen Klang; seine Nase machte den Eindruck, als sei sie von einem Rückenheil eingeknickt, und sie hinderte ihren Besitzer, auch in gefühlvollen Szenen leise zu sprechen, so daß alles, was Damenberg auch spielte, „heldenmäßig“ war. Es gab im Volkstheater keine Decensenten vom Fach, das Publikum recensierte selbst auf frischer That; es ließ dem Winken, der ihm gefiel, ein kühles Seidel oder ein warmes Glas Grog, je nach der Jahreszeit, reichen und stieß auf offener Scene mit ihm an, den Wöswicht dagegen bewarf es entrüßelt mit nicht ephbaren Dingen und verlangte stampfend Abbitte, wenn der Verbrecher der moralischen Gerechtigkeit nicht zur Genüge verfiel. Faust mußte z. B., obgleich ihn Mephisto mit mehreren schwarzen Unholden hinter die Coulissen schleifte, wieder vortreten, Gretchen um Verzeihung bitten, ihr einen Kuß geben und auf den stürmischen Zuruf: „Heiraden, heiraden!“ der treulos Verlassenen mit einem lauten vernehmlichen „Ja!“ die Ehe geloben. An der Straßenwand hing, wenn gespielt wurde, an den Sonntagnachmittagen und den Abenden der Wochentage ein riesiges Gemälde, das die aufregende Scene des Stücks darstellte, das gerade auf dem Spielplan war. Auf der Parade stand der Direktor selbst in glänzendem Ritterrang mit mächtigem Federbusch auf dem Helm und lud die Menge ein. Von Zeit zu Zeit verschwand er, wenn er nämlich selbst in dem Stück mitzutun hatte, und spielte rasch seinen Part herunter, der in Anbetracht seiner Thätigkeit vor dem Theater bis auf das Notwendigste zusammengestrichen war. Die höchste Kunst dieses Direktors bestand überhaupt im Streichen. Die längsten Schauspiele wurden auf die Dauer einer halben Stunde eingerichtet, über eine Stunde währte kein Stück. Der Dichter mußte die Niedrigkeit des Eintrittsgelds hühen; der erste Platz kostete vier Schillinge oder dreißig Pfennige, der zweite zwei, der dritte nur einen, so mußte das Stück

n der kurzen Spielzeit möglichst oft wiederholt werden. Häufig wurde draußen lange gefeilscht, und wenn die Differenzen in Scheidemünzen gar nicht ausgehen wollten, gab der Direktor ein paar Schnäpse zu, zu welchem Zweck zwei Karaffen bei der Kasse standen, von denen die eine Rum, die andre Kümmel enthielt. Das Theater war ein kleiner länglicher Saal, der nur an der Schmalwand eine Galerie besaß; unter dieser nahmen jedoch Kemer der Verhältnisse niemals Platz, da sowohl tabakkauende Seelenie als auch böse Ruben gern auf den zweiten Platz unten vor der Galerie im Parterre hinabsprangen. Zwischen dem zweiten Platz und der Galerie herrschte überhaupt steter Unfriede. Mißte das Publikum einmal zu lange warten, so erscholl laut der Ruf: „Rebbel dat Bettlaken op“. Damit war der Vorhang gemeint. Wenn dieser endlich hochging, so zeigte sich eine kleine, meist nicht sibel decorierte Bühne und die Komödie nahm ihren Anfang. War ein Schauspieler durch seinen bürgerlichen Beruf abgehalten, mitzuwirken, dann blieb sein Part einfach fort, das Ergebnis war stellenweise völlige Sinnlosigkeit der Handlung und der Rede, die das Publikum jedoch mit Andacht hinnahm. Eine der üppigsten Aufführungen war Körners „Briny“, das durch ein ungewöhnlich großes Bild der Erstürmung Sigeths mit allen möglichen Greuelthaten angezeigt wurde. Der Direktor versprach dem Publikum draußen, noch nie in gleicher Großartigkeit dagewesene Heldenkämpfe, „dargestellt von sechzehn lebendigen Menschen“. Das Stück dauerte ein halbes Stündchen, Körner selbst hätte es schwerlich wiedererkannt. Mit verblüffender Geschwindigkeit wurden auch Tagesereignisse für das Volkstheater bearbeitet. Eins der letzten Stücke war die Behandlung eines gräßlichen Mordes in einem Dorfe Dithmarschens, in zwei Akten, in denen alle Personen der Wirklichkeit, auch die der Gerichtsverhandlungen, unter ihrem vollen Namen auf die Bühne gebracht wurden. Der Mörder hatte seine Eltern und seine Weiber umgebracht. Im Stück ging es dabei sehr einfach zu: Der Mörder hielt einen Monolog, erzählte, daß er seine Weiber umgebracht habe und sagte: „Jetzt bring ich meinen Vater um.“ Dann ging er hinter die Bühne, man hörte einen Schlag und einen Schrei, der Mörder kehrte zurück und erklärte: „Jetzt habe ich ihn umgebracht.“ Nebenbei führte er seine übrigen Schandthaten an. Das alles ließ sich das Publikum ruhig gefallen, es war ja an Morde auf der Bühne gewöhnt; als aber der Mörder auch einem Hund, natürlich gleichfalls hinter den Coulissen, zu Leibe ging, da wurde es rebellisch, — einen harmlosen Hund umbringen, das war ja direkt schlecht! Wütend rief es den Schauspieler vor, und als dieser schlauer Weise nicht kam, bombardierte es das unschuldige „Bettlaken“... Das Stück hat in etwa drei Wochen gegen achtzig Aufführungen erlebt. Bald darauf schloß das Volkstheater seine Pforten, und mit ihm verschwand ein Stück Alt-Hamburg. —

### Hygienisches.

en. Messingvergiftung als Berufskrankheit. Von Bleivergiftung ist, was bei deren gefährlichen Folgen auch vollkommen berechtigt ist, oftmals die Rede, aber es wird weit weniger beachtet, daß es auch eine Messingvergiftung giebt, die nicht viel harmloser ist. Sie befallt ebenso wie die Bleivergiftung am häufigsten junge Arbeiter und Arbeiterinnen. Ihre Merkmale bestehen in Blutmangel, Nervenschmerzen, Abmagerung, Trockenheit im Halse, Husten und Blutspucken, und wenn diese sich bei einem Handwerker einstellen, so sollte der Arzt sofort zu Rate gezogen werden, und dieser sollte dann zu allererst nach der Beschäftigung des Kranken fragen. Zeigt sich eine grüne Linie an den Zähnen, grünlicher Schweiß und eine ähnliche Färbung an den Haarwurzeln, so ist ein ziemlich sicherer Schluß auf Metallvergiftung zu ziehen. Bei der Messingvergiftung wäre es nun von besonderer Bedeutung, festzustellen, welchem Metall die Schuld daran zugeschoben werden muß. Messing ist bekanntlich eine Legirung von Kupfer und Zinn, die möglicherweise beide auf den Organismus schädlich wirken könnten. Meistens wird das Kupfer als der gefährlichere Bestandteil betrachtet, nach den neuesten Untersuchungen ist jedoch auch das Zinn durchaus nicht unschuldig, wenn auch das Kupfer das giftigere der beiden Metalle zu sein scheint. Die Bildung einer grünen Linie auf den Zähnen deutet stets auf einen Kupferniederschlag im Körper, während sich bei Bleivergiftung eine grüne Linie am Gaumen zeigt. Mit der zunehmenden Abmagerung, die eine Folge von beiden ist, stellt sich bei der Messingvergiftung natürlich auch ein Kräfteverlust ein, ferner Schmerzen im Kopf und in den Gliedern, Auswurf, juckender Hautausschlag, festerer Schweiß und als Begleiterscheinung in der Regel auch Verdauungsstörungen. Die Unterscheidung von Blei- und Messingvergiftung ist auch aus dem Grunde wichtig, weil Blei vielfach in der Messingindustrie zur Verfälschung benützt wird, auch als Weißblei zum Verlöthen von Messingrohren. Daher kommt es, daß häufig beide Vergiftungen mit einander verwechselt werden. Bleichsucht, Durchfall und Verdauungsstörungen sind ihnen gemeinsam, dagegen ist das Fehlen der grünen Linie auf dem Gaumen und das Vorhandensein der auffälligen grünen Färbung an den Zähnen stets für Messingvergiftung beweisend. Die Aufnahme des Gifts geschieht sowohl bei der Atmung als beim Essen. Die Luft in den Arbeitsräumen der Messingfabriken ist mit feinen Messingteilchen erfüllt, die man in einem Sonnenstrahl an ihrem Finkelein erkennen kann. Sie gelangen bei der Atmung in die Luftröhre, wo sie schon durch den rein mechanischen Reiz einen dauernden Katarrh erzeugen, der sich den benachbarten Lungenabgeweben mitteilen kann,

Die größeren Teilchen setzen sich in den Schleimhäuten der Nase und des Rachens fest, die daran ebenfalls erkranken. Der Messingstaub wird ferner mit dem Essen und Trinken verschluckt, verwandelt sich im Magen und Darm in lösliche Salze und gelangt derart in den allgemeinen Säftekreislauf. Oftmals essen die Messingarbeiter, ohne sich die Hände zu waschen, und das ist selbstverständlich besonders gefährlich. Das durch den Schweiß ausgeschiedene Kupfersalz verursacht einen lästigen Hautausschlag. Begreiflicherweise sind diejenigen Arbeiter am meisten der Vergiftung ausgesetzt, die durch ihre Handlung den meisten Staub erzeugen, also die Drechsler, Polierer und Feiler. In der Behandlung hat sich bisher die Anwendung von Phosphor am meisten bewährt; dieses Mittel führt eine bedeutende Besserung im Verlauf von 14 Tagen herbei, indem die Blutarmut schwindet, die Verdauungsstörungen nachlassen und Nervosität und Nervenschmerzen beseitigt werden; Kataract und Husten pflegen erst allmählich zu weichen. Von großem Nutzen bei der Heilung ist auch der Genuß von Milch, die das vorzüglichste Mittel bei den meisten Vergiftungen ist. Noch wichtiger ist es natürlich, den Erkrankung überhaupt vorzubeugen und zu diesem Zweck müssen die Arbeitsräume in sorgfältiger Ventilation erhalten bleiben, die Arbeiter müssen die größte Aufmerksamkeit auf persönliche Keuschheit verwenden und dürfen niemals innerhalb der Arbeitsräume Nahrung zu sich nehmen, die benutzten Maschinen sollten nach Möglichkeit so eingerichtet werden, daß die Verbreitung von Messingstaub in die Luft verhindert wird. Endlich ist zu empfehlen, daß das in den Messingfabriken an die Arbeiter verabreichte Wasser mit einer kleinen Menge von Phosphorsäure versetzt wird. —

**Astronomisches.**

b. Die Astronomie bei den Chinesen lautete das Thema, über welches Herr Archenhold am Mittwoch im Verein von Freunden der Trepow-Sternwarte sprach. Schon vor 1 1/2 Jahren war dieser Vortrag einmal angekündigt worden, äußerer Umstände halber jedoch ausgefallen; gegenwärtig hat ja alles, was mit China zusammenhängt, ein aktuelles Interesse, und so ist es kaum zu verwundern, daß sich trotz des trüben Wetters eine große Anzahl von Besuchern eingefunden hatte. Uebrigens klärte sich der Himmel gänzlich auf, so daß mit dem Niefenfernrohr bis tief in die Nacht ein prachtvoller Sternhaufen beobachtet werden konnte.

Die Astronomie der Chinesen ist uralte. Schlegel, der in ausführlichster Weise alles, was uns von astronomischen Kenntnissen der Chinesen überliefert ist, zusammengestellt hat, schätzt das Alter der wichtigsten astronomischen Festsetzungen auf 26 000 Jahre. Das hält der Vortragende entschieden für weit übertrieben; doch deuten gewisse Umstände auf ein sehr hohes Alter. Die Sternbilder des großen und des kleinen Bären führen bei den Chinesen die Namen des großen und des kleinen Scheffels. Der letzte Stern des kleinen Scheffels (Bären) ist der Polarstern, also der eigentliche Leitstern für alle Bewegungen am Himmel. Merkwürdigerweise wird aber gerade der große Schefsel (Bär) von den Chinesen das Zeitgestirn oder der Königswagen genannt. Eine Erklärung hierfür mag im folgenden liegen. Infolge der Präcession der Erdsache weist diese nicht unveränderlich nach demselben Punkt des Himmels, der Himmelspol ist also nicht absolut unveränderlich, sondern beschreibe in etwa 26 000 Jahren einen Kreis um den sogenannten Pol der Ekliptik, denjenigen Punkt des Himmels, der senkrecht über der Ekliptik liegt. Unser Polarstern stand also nicht immer in der Nähe des Pols und wird auch in Zukunft nicht immer am Pol stehen. Zeichnet man die Bahn des Pols in eine Himmelskarte ein, so sieht man, daß etwa vor 4000 bis 6000 Jahren der Himmelspol so lag, daß ein Eckstern und die drei Schwanzsterne des großen Bären ziemlich nahe am Pol waren und fast wie der Zeiger einer Uhr sich um ihn herumdrehen. Da am Pol selbst kein Stern stand, so konnten etwa 2000 Jahre lang jene vier Sterne in ganz vorzüglicher Weise als Zeitgestirn dienen; die Richtung jenes Zeitgestirns konnte vortrefflich am Himmel und über die Zeit orientieren.

Weiter verbreitete sich Herr Archenhold über den chinesischen Kalender, dem er, wie mir schien, einen Vorrang gegenüber dem unsrigen einräumte; die Zeit seiner Festsetzung, die um mehrere tausend Jahre zurückliegt, bildete die Blütezeit der chinesischen Astronomie. Das chinesische Jahr ist ein Mondjahr, jeder Monat beginnt mit dem Tage, an welchem in Peking Neumond eintritt, und hat dann abwechselnd halb 29 bald 30 Tage, da ja die Dauer des synodischen Monats 29 1/2 Tag beträgt. Die Länge des gewöhnlichen Jahres von 12 Monaten beträgt somit 354, zuweilen 355 Tage. Um aber mit dem wirklichen Jahr, dem scheinbaren Umlauf der Sonne, das bekanntlich fast 365 1/4 Tag zählt, in Übereinstimmung zu bleiben, werden zuweilen Schaltmonate eingefügt, so daß die Schaltjahre 383, resp. 384 Tage zählen. Das Jahr beginnt stets mit dem ersten Neumond zu der Zeit, wenn die Sonne sich im Sternbilde der Fische befindet. Wenn einmal ein zweiter Neumond eintritt, ohne daß die Sonne bereits ein neues Sternbild erreicht hat, so wird dieser Monat als Schaltmonat gezählt. Dadurch ist also erreicht, daß die Monate an den Mond gebunden bleiben, daß stets am 1. Neumond, am 14. Vollmond etc. ist; weiter aber ist eine dauernde, von Willkür freie, rein astronomische Festsetzung für den Jahresanfang getroffen, das immer mit dem Neumond beginnt, wenn die Sonne sich im Sternbild der Fische befindet.

Mir kommen diese Vorzüge im Vergleich zu unserem Kalender

recht problematisch vor. Ein Jahr, das in seiner Dauer um 30 Tage verschieden sein kann, scheint mir vom bürgerlichen Standpunkt in jedem Fall nicht zu wünschen. Ich betrachte es daher für den größten Fortschritt unfres Kalenders, daß er vom Mondlauf unabhängig gemacht worden ist, und würde ein Verächtlichen des Mondlaufs für einen gewaltigen Rückschritt halten. Daß die Chinesen hieran festhalten, beruht vielleicht darauf, daß bei ihren unentwickeltesten Verkehrsverhältnissen für das Postwesen der Schein des Mondes eine große Rolle spielt. Auch die Festsetzung des Jahresanfangs scheint mir eine verfehlt. Denn dadurch, daß das Jahr immer beginnt, wenn die Sonne im Sternbild der Fische steht, muß die Jahreszeit des Neujahrstages sich mit der Zeit beträchtlich verschieben. Eben wegen der anfangs schon erwähnten Präcession der Erdsache rückt ja auch der Frühlingspunkt am Himmel beständig weiter. Wenn heute aber bei den Chinesen der Neujahrstag in die Winterszeit fällt, so muß sich das mit den Jahren sehr erheblich ändern, ja schließlich wird der Beginn des Jahres in die heißeste Zeit fallen. Gerade diese Veränderungen waren es ja, die im Abendlande zu der mehrfachen Reform des Kalenders geführt haben.

Zum Schluß zeigte Herr Archenhold eine graphische Darstellung der Lichtverteilung von Sonne und Mond in Peking für das Jahr 1900. Eine solche Darstellung zeigt die betreffenden Verhältnisse, die man aus einer Tabelle mühsam herausfinden muß, mit einem Schläge. Für jeden, der in oder um Peking längere Zeit zuzubringen hat, muß eine solche graphische Darstellung sehr angenehm sein. —

**Humoristisches.**

— In der Sommerfrische. Bäuerin: „Mit demne Stabkent hast ich a rechts G'rett, jeden Tag möchtens a frisches Waschwasser haben, die Tropfen, die überspannten.“ —

— Auf der Vergnügungs-Nacht. Besucherin: „Bitte, sagen Sie uns doch, Käpt'n, aber wahrheitsgemäß, haben Sie schon die Seeschlange gesehen?“

Kapitän: „Nein, meine Dame! Ich bin nie lange genug an Land geblieben, um sie zu sehen.“ („Jugend.“)

**Notizen.**

— Das Orientalische Seminar teilt mit, daß die Aufnahme für die unentgeltlichen Abendkurse im Russischen und Spanischen ihren Abschluß gefunden haben. —

— Ein Kriegsgebet an den Sonnengott, das man im Archiv zu Goslar gefunden, lautet: „Gili trofi Baudana! ilj ost um osken pana Mittlikn ol kelta of ten aistena Markovten illatenera. Il ist ti in our tou scapa um tat rose. Il flacte ti all fanla u tinen ilken Artisberka.“ Aus dem Alttschsischen ins Neudeutsche übersetzt, heißt dies: „Heiliger, großer Wotan, hilf uns und unserm Feldherrn Witelind, auch den Hauptleuten, gegen den häßlichen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen und zwei Schafe und die Vente. Ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Herzberge.“

— Die erste Novität des Deutschen Theaters wird Otto Erich Hartlebens „Rosemontag“ sein. —

— Julius Eichen vom Berliner Schiller-Theater ist für das Theater an der Wien engagiert worden. —

— Ferdinand Gregori, Mitglied des Schiller-Theaters, hat für die Zeit von 1901—1906 einen Engagementsvertrag an das Wiener Burg-Theater erhalten. —

— Die Moody-Manners-Operncompagnie in London beabsichtigt ein Preisanschreiben für die Komposition von zwei den Abend füllenden Opern zu erlassen. Die Sieger in diesem Wettkampf werden jeder am Tage der ersten Aufführung ihres Werkes einen Preis von 5000 M. erhalten und außerdem Anspruch auf den üblichen Autorenanteil von 10 Proz. der Netto-Einnahmen. Einer der beiden Preise ist englischen Komponisten vorbehalten, während der andre den Musikern aller Nationalitäten zugänglich ist. —

— Die amerikanische Volkszählungs-Behörde hat die Resultate in einigen der größeren Städte des Landes bekannt gegeben. Die Altstadt New York hat demnach 2 050 600 Einwohner, eine Zunahme von 535 299 oder mehr als 35 Proz. in den letzten zehn Jahren. Haben Brooklyn und Staaten Island in demselben Verhältnis zugenommen, so wird die Gesamtbevölkerung von Groß-New York nunmehr auf 3 600 000 geschätzt werden können. Eine größere prozentuale Zunahme hat noch Chicago zu verzeichnen. Die Einwohnerzahl dieser Stadt zählt gegenwärtig 1 675 000, während sie vor zehn Jahren kaum eine Million überschritten hatte. Washington hat jetzt 278 000 Einwohner, etwa 50 000 mehr als bei der letzten Zählung. Die geringste Zunahme hat Cincinnati aufzuweisen, nämlich nur 10 pCt. —